Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 7

Artikel: Die verlorene Million
Autor: Hermann, J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635126

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„E Gaastürgg am Niese“

„Gaastürgg“ ist unsere Bezeichnung für eine Uebung mit der Gasmaske, vorweg gesagt eine unbeliebte Sache, das Maskentragen. Wer je unter so einer Gummihülle gesteckt hat, weiss davon zu erzählen: mit der Luft heisst es haushalten, ruhiges und regelmässiges Atmen ist Hauptsache. Ohne einige Uebung ist es darum nicht möglich, mit angezogener Maske zu arbeiten, oder, was für den Soldaten gilt, zu kämpfen. Doch gerade bei Gasangriff ist es wichtig, sich noch verteidigen zu können, darum sind Gasübungen so wichtig und gehören zum ständigen Ausbildungsprogramm der Truppe.

Unser Quartier war seit Monaten am Fusse des Niesens. Was lag da näher, als einmal eine Gasübung mit einer Bergbesteigung zu verbinden? „Maske auf!“ „Mir nach!“, tönten die Kommandos des Zugführers, und schon ging's im Gänsemarsch bergwärts. Erst in langsamem Trapp, um sich an die erschwerten Atmungsbedingungen zu gewöhnen, dann in beschleunigtem Tempo folgte die Kolonne dem Schienenstrang der steilen Bergbahn. Die ersten Schweisstropfen auf der Stirne fühlten wird bald, ohne sie jedoch abwischen zu können. Die langsam gesteigerte Geschwindigkeit, der äusserst steile Aufstieg und vor allem die drückende Gasmaske sorgten ausgiebig für richtige Schweissentwicklung. Wahrlich, ein hartes Stück Arbeit, doch man raffte sich auf, und keiner blieb zurück. Fast eine Stunde anhaltend steigen, auf die Zähne beissen und durchhalten, nebenbei photographieren und die Kolonne wieder einholen, ist keine Kleinigkeit. Kein Wunder, wenn der ersehnte Befehl: „Maske ab!“ gerade wie eine Befreiung wirkte. Ein flinker Griff und man war des drückenden Gummiüberzuges entbehrt, welcher so lange ein schweissbedecktes Gesicht verborgen gehalten hatte. Erst jetzt genossen wir den herrlichen Rundblick von halber Höhe des Niesens über das Kiental nach der Blümlisalp.

10 Minuten Pause, dann wieder talwärts, mit aufgesetztem „Staubsauger“, wie wir das Ding auch nannten. Durch abschüssigen Bergwald ging's nun in wilder Jagd über Stock und Stein dem Tal entgegen. Die in einer Stunde erstiegene Strecke war in 20 Minuten durchrannt, trotz der vielen Hindernisse, wie Zäune, gefällte Tannen und dichtes Gestrüpp. Dieses Rennen war der Höhepunkt der Uebung, welcher natürlich eine taktische Annahme zugrunde lag. Besammlung auf der Talstrasse und Rückmarsch bildeten den Abschluss dieses lehrreichen Tages, und jeder nahm ein Stück militärische Erfahrung mit ins Quartier. Am Abend machte man den ganzen „Gaastürgg“ noch einmal, allerdings in der Gaststube bei etwas Dünnem. Th.

DIE VERLORENE MILLION

Von J. HERMANN

Heinrich Bigler war das Musterbeispiel eines braven Mannes. Mit seiner etwas rundlich geratenen Gestalt, seinen klugen, schuldlos blitzenden Aeuglein, den wenigen Härchen, die ihm das Alter und die Zeit übrig gelassen, hatte er überall nur Freunde. Man hielt ihn wohl für ein wenig einfältig im Büro, zurückgeblieben und unmodern, man verspottete ihn hinterrücks und hänselte ihn offen, aber das alles übersah Bigler gerne und ohne Kummer. Nicht jeder war von Geburt aus zum Apollo auserkoren, nicht jeder zu einem Sokrates, die meisten waren weder dies noch das, sondern gingen unter in der grossen Schar jener, die durch nichts auffielen. Auch dem biederen Bigler wäre dies letztere Schicksal vorbehalten gewesen, wenn nicht ... Aber das ist ja die Geschichte, die ich wahrheitsgetreu nacherzählen will.

Heinrich Bigler kommt also Montag mittags nach Hause und statt dem Suppenteller liegt auf seinem Platz eine Zeitung mit einem rot angestrichenen Bericht von der gestern abgehaltenen Lotterie, und die Hilde, seine Frau, umhalst ihn zur Begrüssung, wie sie es seit wohl zehn Jahren nicht mehr getan und strahlt vor Freude: „Wir haben gewonnen, wir haben gewonnen ...“ Bigler ist etwas benommen von der ungewohnten Herzlichkeit, er will etwas sagen, aber seine Frau fällt ihm ins Wort. „Ja, gewonnen haben wir, Heinrich, ich habe ja immer gesagt, dass du einmal etwas Grosses leisten wirst, und jetzt haben wir eine Million, eine Million ...“

Heinrich Bigler ist nahe daran, umzufallen. Für Augenblicke setzt sein Herz aus. Er hat an das Los und an die Ziehung völlig vergessen, bewusst vergessen. Warum sollte gerade er einen Haupttreffer machen? Warum? Hat er es denn sonst zu etwas gebracht in seinem Leben? Seit 24 Jahren sitzt er auf demselben Sessel, schreibt dieselben Briefe, zählt dieselben Zahlen und lässt sich täglich mindestens einmal vom Chef anschnauzen, weil dies oder jenes nicht stimmt. Und nun ist er Millionär, der Bigler, Millionär!

Er sagt noch immer nichts. Vielleicht ist ihm das alles noch zu unwirklich, vielleicht denkt er nach, was er mit dem Geld anfangen wird. Seine Frau bringt ihm die Suppe, er löffelt sie aus, ohne ein Wort zu verlieren. Welcher Plan reift in ihm? Als er fertiggegessen hat, nimmt er Stock und Hut, streckt seinen Körper, wirft den Kopf in die Höhe und nimmt zum erstenmal in seinem Leben jene überlegene Miene an, die Menschen haben, die mit beiden Füssen im Leben stehen.

Krachend lässt er die Türe hinter sich ins Schloss fallen und steigt die Treppe hinunter, vorbei an der Tür der Wirtin, die ihm im allgemeinen nicht zu bemerken pflegt und selten sich herablässt, seinen Gruss auch zu erwidern. Wieder steht sie vor dem Haus, aber diesmal ist es ein anderer Herr Bigler, der daherkommt. Auch heute sieht sie ihn nicht, aber er hält an und mit einer Stimme, die er selbst aus seinem Mund noch nie vernommen, schnauzt er sie an: „Und Sie, Frau Maria, damit Sie es wissen, wir ziehen aus. Wir gehen aufs Land wohnen! Adieu!“ Die Frau Maria scheint im Augenblick die Sprache verloren zu haben. Aber Heinrich kümmert sich nicht mehr um sie, er hat anderes vor. Er läuft von einem Laden zum anderen und die Kaufleute, die ihn jahrelang beliefert hatten, so recht und schlecht, mehr schlecht als recht, weil er doch nur der Herr Bigler war und nicht ein Herr Direktor so und so, bekommen nun Wahrheiten zu hören, die ihnen bisher stets vorenthalten geblieben. Sie protestieren nicht über die Kühnheit der Worte, sie sind einfach paff!

Dann geht Herr Bigler in das Gasthaus und bestellt sich ein Gläschen und noch ein Gläschen, das macht heiss und stärkt den Mut für jenen Weg, den zu nehmen er immer geträumt.

Er geht ins Büro. Aber er bleibt nicht an seinem Platz, ja er legt nicht einmal seinen Hut und seinen Stock ab, nein, er geht schnurstraks und unter allgemeinem Erstaunen direkt zum Chef, klopft an und macht zugleich die Tür auf

und die Kollegen wechseln Blicke und schleichen vor, um zu horchen. Was sie hören, verstehen sie nicht recht. Fest steht, dass der Bigler mit dem Chef schreit, richtig schreit! Wer hätte sich das je von diesem ruhigen, biederen Bigler gedacht? Dann reisst Herr Heinrich Biegler die Tür auf und spaziert lächelnd aus dem Zimmer des Chefs mit der Miene eines Siegers. Was er dem Chef alles auf den Kopf geworfen hat, gibt er nicht bekannt. Er sagt nur: „Ich habe gekündigt!" Dann schüttelt er den Kollegen die Hände mit der überlegenen Miene von heute mittag und stolziert zum Ausgang in dem Bewusstsein, einmal ein höchst nützliches Werk vollbracht zu haben.

Langsam pendelt er heim. Aber seit einigen Stunden scheint die Luft in seiner Wohnung gewechselt zu haben. Wo ist die Herzlichkeit seiner Frau geblieben? „Na, ja, von dir hab ich es ja auch gar nicht anders erwartet! Als ob du zu so etwas fähig wärst, du ... du ..." Wieder verschlagts dem Bigler die Rede. „Was ist denn los?" erlaubt er sich nach einer Weile zu fragen. „Was los ist? Ein Druckfehler wars in der Zeitung, nicht unser Los hat gewonnen, sondern das mit der nächsthöheren Nummer!"

Aber der Zorn und die Wut der ehrenwerten Frau Bigler waren noch lange nicht auf ihrem Höhepunkt. Dieser wurde erst erreicht, als Heinrich von seinen Besuchen erzählte, die ihm so viel Befriedigung und Genugtuung verschafft hatten. Da erst brach das Gewitter los...

Was nachher geschah, war nicht zu erfahren. Auf alle Fälle sah man einige Zeit später Herrn Bigler wieder die Treppe hinabsteigen, mit der Bereitwilligkeit, alles wieder gut zu machen und einzurenken, so gut es eben ging. Aber kaum war er unten, als ihm die Frau Maria mit ausgestreckten Händen entgegenkam. „Aber lieber Herr Bigler, Sie werden uns doch nicht wirklich verlassen wollen? Sie bleiben doch, Herr Bigler, jetzt wo es Ihnen doch besser gehen wird, nicht?" Und der Herr Bigler gewann rasch seine erhabene Miene von vorhin und meinte herablassend: „Wir bleiben vorläufig." Die Kaufleute empfingen ihn mit allen Ehrbezeugungen, denn auch zu ihnen war bereits die Kunde von der Million gedrungen und selbst sein Chef schien davon informiert, denn als Herr Bigler etwas zögernd die Schwelle des Büros überschritt, kam ihm der Direktor freudestrahlend entgegen. „Wie froh bin ich, Sie wieder zu sehen, lieber Herr Bigler. So energische Leute wie Sie kann ich immer brauchen. Natürlich ist keine Rede davon, dass Sie Ihren alten Posten wieder einnehmen. Sie werden Abteilungsleiter und werden mich vertreten, wenn ich auf Reisen bin. Also die Demission von vorhin nehmen Sie zurück, nicht wahr, Herr Bigler?"

Herr Bigler wollte die Demission zurücknehmen und wurde Abteilungsleiter. Dann, eine Weile mit sich allein, überdachte er die Ereignisse des Tages. Er hatte eine Million gewonnen und dann wieder verloren. Aber selbst die verlorene Million hatte ihm etwas eingebracht: „Den Respekt und die Achtung, die er, Heinrich Bigler, von allein nie erlangt hätte...

(Nachdruck verboten)

Unsere Konzerte

wek. Mit einem vorbildlich zusammengestellten Programm stellten sich im Konservatoriumssaal die Violoncellistin Blanche Schiffmann und die Pianistin Alice Pidoux vor. Vorerst sei das Programm, das in Konzerten selten gespielte Werke enthielt, besonders erwähnt. Auf eine Sonate op. 24 von Fornerod, die in ihren Pastelltönen an Fauré erinnert, folgte die Sonate op. 4 von Kodaly, die mit einer träumerisch grüblerischen Fantasia anhebt, wogegen der zweite Satz, einem geistreichen Spuk gleich, schalkhaft vergnügt vorüberquirlt, um zum Schluss mit beschwichtigenden Tönen an die Moral der Geschichte zu gemahnen. Das typisch Romantische drückt sich in Schumanns klangschwelgerischen Phantasiestücken op. 73 aus, die, wie auch bei der beschliessenden Chopin-Sonate op. 65 das Empfindungsstarke, Schwärmerische ausdrückt in einer Weise, die dem ausgesprochen Gesanglichen des Cellos weit entgegenkommt. **Blanche Schiffmann** hat sich von ihrer früheren Wirksamkeit im Quartett eine treue Gemeinde in Bern gewahrt, die denn auch ihrer Einladung gerne Folge leistete. Die Künstlerin überzeugte auch diesmal durch ihre locker spielende und sichere Technik, ihr unmaniriertes Spiel, ihren männlich kräftigen Ton, ihre elastische Bogenführung, die sowohl den schwebenden Kantilenen, als auch den kräftigen, zwar oft fast allzu kräftigen Akzenten zugute kam. Angenehm fielen ihre rhythmische Sicherheit und ihr unbeirrbarer guter Geschmack auf, worüber sich auch die Pianistin **Alice Pidoux** auswies. Ihre Passagentechnik ist sauber und klar und so ist auch ihre Nachgestaltung der grossen Linie. Im einzelnen ist ihr Ton jedoch allzu leblos und trocken und ermangelt der Plastik. Bedauerlich ist auch, dass sie kein relatives Forte zu kennen scheint, wie dies im Zusammenspiel erforderlich ist. Die brutale Art, wie sie sich z. B. in der Chopinsonate hervorstellte, war sehr nachteilig, die beiden Ecksätze gleichen mehr einem Klavierkonzert mit Streicherbegleitung. Es ist bedauerlich, dass sie sich kaum jemals eine tonliche Mässigung auferlegte, was sie, unter Berücksichtigung der aussergewöhnlichen akustischen Umstände des Saales, hätte wissen dürfen. Neben der ausgezeichneten rhythmischen Anpassung sollte die Pianistin nun auch die tonliche pflegen. Mit der Polonaise op. 3 von Chopin als Zugabe klang der Abend beschwingt aus.

wek. Als Gast der Bernischen Musikgesellschaft leitete Dr. **Fritz Brun** das **vierte Abonnements-Konzert,** zu dessen Ehren seine vor vierzig Jahren komponierte 1. Symphonie in h-moll zur Aufführung gelangte. Dies war ein guter Griff. Nichts Tastendes, Zögerndes haftet diesem jugendlichen Schwärmen an, sondern gottbegnadeter Optimismus, der, mit seinem überzeugten Glauben an das Leben, überall dort Aufhellungen schafft, wo sich Probleme zu ballen beginnen. Straff und elastisch führte der Komponist das Orchester, doch konnte die Wiedergabe nicht durchwegs befriedigen. Besonders lobend sei jedoch die verinnerlichte Wiedergabe des Violinsolos im Adagiosatz durch Alphonse Brun hervorgehoben. Als zweiten Schweizerkomponisten nannte das Programm Othmar Schoeck. Aus seiner Oper Massimilla Doni hörten wir die Schlussszene des ersten Aktes und die Briefarie in der überzeugenden Interpretation unserer Berner Sopranistin **Elsa Scherz-Meister.** Ihre Vortragskunst, die das rein Liedhafte ebensogut wie das Hochdramatische beherrscht, kam diesen, aus dem Zusammenhang herausgerissenen Arien, zugute. Ihr strahlender Sopran, der nun auch in den höhern Lagen noch an Leuchtkraft gewonnen hat, meisterte die erheblichen Schwierigkeiten der Schoeckschen Komposition; ergriffen war man von der seelischen Durchdringung der Materie durch die in ihrer Aufgabe gereiften Künstlerin. — Als zweiten Solisten des Abends begrüsste man den Russen **Nikita Magaloff,** dem ein guter Ruf als Pianist vorangeht. Völlig zusammenhanglos mit den wertvollen beiden ersten Werken des Programms erklang Carl Maria von Webers Klavierkonzert op. 79. Dieses Salonstück interessiert gewiss Klavierspieler, für die übrigen Konzertbesucher ist es aber musikalisch doch allzu unbedeutend. Der Vortragende konnte sich bestenfalls über sein stupendes virtuoses Können ausweisen. Zum dieswinterlichen halben Dutzend Chopinspieler gesellte sich nun auch noch Nikita Magaloff. Seine technisch glatte und intellektuelle Gestaltungsart führte zu klarer musikalischer Differenzierung, jedoch zu keinen Tiefen. Die willkürliche Werkfolge des Programms beschloss Rossinis Wilhelm-Tell-Vorspiel, dessen Wiedergabe die nötige Präzision fehlte, um sich behaupten zu können. Diese kurze und billige Publikumskonzession dürfte den Zweck verfehlt haben, da das Konzert nicht so stark wie üblich besucht war. Alle, die Dr. Fritz Brun herzlichen Beifall zollten, hätten sich bestimmt ein anderes, ausgeglicheneres Programm gewünscht und der Gastdirigent wohl auch; es bleibt zu hoffen, dass eine befriedigendere Gestaltung von den Leitern der BMG nunmehr angestrebt wird.